

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zum Bezirks-Blatt

für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl. Amtsgerichtsbezirke Böhr-Grenzhausen und Selters.

Verlag von L. Rühlmann in Böhr

F. Ronfort.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Sahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Hof fand Martin einige Veränderungen. Der große Galgenbrunnen fehlt. Statt seiner hängt aus dem neuen mit rotem Badstein gemauerten Brunnen-
franz ein langes

Seil, an dem Schöpfkibel befestigt. Rechts vor der Säge-
die mit der Mühle
ben war, lag eine
harter Eichen- und
stämme. — Auch
Schichten längst
ttenner Bretter wa-
er aufgestapelt.
dem neu ausgebe-
Wasserrad blieb er
und rüttelte es in
Ruhe, daß es laut
schte.

Na, wenn auch! Er wollte schon auch anderswo Brot ver-
dienen für sich, für sein Flachsköpfe und auch noch ein paar
andere hungrige Mäuler.

Er ging und holte sein Bündel. Dabei fragte er die Magd
aus und ließ sich erzählen von der Überschwemmung, von der
neuen Eisenbahn und alle Einzelheiten vor des Brenners Tod.

„Und du, Urjel?“ fragte er weiter. „Hast lang ausghalten
beim Brenner?“

„In die fünfzehn Jahr.“

„Und jetzt? Willst wan-
dern? Dir 'n anderen
Dienst suchen?“

„Gott bewahre, sell nit!“
und etwas verschämt sekte
das alte Mädchen hinzu:

„I heirat' auf Martini.“

„Guck an, Urjel! — Wer
ist's denn?“

„Mein Schwestermann,
drüben überm Berg, in
Zell. Die Schwester ist
g'storben. Zum Dezember
jährt sich's. Und jetzt hat
er halt fünf Kinderla und
keine Mutter, der Holzer-
franz.“

„O, du lieb's Handwerk!
Und du willst'n jekt d' Mut-
ter sein, den Krampen?“

„Was soll i machen?“
lachte jetzt die Urjel aus
vollem Halse. „Er hat auch
z'ringen ums täglich Bröt,
der Schwoger. Und mein
Gott, so lieb, wie die Kin-
der sind, so arg lieb, und
so unverjort. Und 's
kleinst, Marte, i sag dir's
— nur so'n Sonnenschein-
le, so'n herzig!“

Martin stand gerührt.
„Ja, ja, 's ist'n Gottes-
g'schenk, so'n Kindel. —
Und wann? Wann gehst?“

„Sobald 's Haus putz
und gut imstand ist. In
drei Tag, dent' ich, pad
i z'samm und bring dem
Schulz 'n Schlüssel.“

Er gab ihr die Hand zum
Abschied. „Ja, so wünsch
i dir halt alles Glück, Urjel.
Alles Glück! Dir und dei'm
Mann und den Krampen!“

„Vergeß's Gott, Marte!
Und dir auch so viel!“ rief
sie ihm nach.



O Heimat, teure Heimat! Originalzeichnung von Th. Bolz. (Mit Text.)

wie da die jungen Paare flogen! Und die Alten wurden jung! Sie vergaßen auf einige Stunden ihre täglichen und sprachen von ihrer Kindheit und ihrer eigenen Brautzeit. Der alte Andrejel tanzte, daß es nur so eine alte und als er fertig war, stellte er sich tatternd vor den und sang ein grausig schönes Solo:

"Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr,
Drauf sag ich's noch einmal,
Schön sind die Jugendjahre,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!"

Die runde, resolute Schulzenbäuerin zwiste ihren "Alten" an seinen zwei Badenstühlen und gab ihm die schönsten Namen, zu denen sie nur fähig war.

Der Martin und die Lisbeth tanzten wenig. Meist saßen sie in ihrem Ehrenplatz und schmiegt sich eng aneinander und lachten leise. Aber in ihren Augen leuchtete hell und sonnig auf. Und sie freuten sich mit den andern.

Am nächsten Morgen fiel ein leichter Schnee vom Himmel und legte sich als stiller Flor über Furtmühlbach. Und in der Dorfkirche sprach der Pfarrer die erste Advents-Predigt.

Der Winter flog vorüber. Die Lisbeth hatte ihn kaum empfunden in diesem Jahr. Nun sah sie ihn entschwinden wie einen Traum. Was waren das für süße Stunden des Glücks, der Martin die Arbeit aufgab für den Tag, und sie saßen am Ofenbank und verplauderten die langen Abende mit kleinen Erzählungen aus der Vergangenheit und mit Plänen für die Zukunft. Eine angenehme Wärme ging durch den Raum und über die traulich singende Petromappe auf dem Tisch. Es war alles so blühsamer und behaglicher, während draußen der Dezembersturm über das Dorf jagte und kleine eisige Nörzchen an die Fenster schlug. Einmal kam an solchen Abenden auch noch der Deder-Martin dahergetrottelt, und er war immer willkommen. Er trieb gern seine kleinen Scherze mit den jungen Leuten und nannte ihn "seinen alten Stachelfreund".

Aber auch traurige Stunden mischten sich der Lisbeth unter ihren Ehenächten. Es waren solche, an denen sie zurück mußte an den Vater, der ihr grollte und jetzt einen großen Weg um den Brennermühlhof ging, wenn ihn mal ein Geheiß auf den Heimbödel rief. Gleich nach der Hochzeit war sie zu ihm gegangen und hatte ihn um Ausöhnung gebeten. Er hatte sie angesehen mit einem langen Blick, in dem Schmerz, Hohn, Stolz und tiefste Verachtung lag, und sie verwies das vierte Gebot. Dann hatte er noch hinzugesetzt:

"Den Eintritt in dein Vaterhaus will ich dir net wehren. Aber wenigstens eine Stunde aussuchen, die mich auf in Feld hält!" Die dies der Andrejel erfahren hatte, war er ärgerlich und sagte: "Ist halt kein Auskommen mit dem Dickschädel. An dem sein muß ein Stärkerer rütteln. Und so kommt's, sag' ich euch!" Heute ging der erste Frühlingstag zur Reize. Die Lisbeth am Fenster und wartete. Der Martin war auf den Ruhebänken gegangen, um nach der Frühstunde zu sehen und wollte mit dem Pferd nach Hause kommen.

Auf dem Tisch stand dampfend ein großer Topf mit Kartoffeln. Die Magd trat aufgeregt in die Stube und meldete: "Mit der Schedig' ist's net recht. Ich glaub' als, die will lälbern!" Sie war die Gret vom Pagnmayerhof. Sie hatte einmal dem Pagnmayer Bauern Vorhaltung gemacht wegen seiner groben Art, die Magd zu behandeln, und da hatte er ihr kurzweg aufgekündigt. Nicht mehr war sie nun in Martins Dienst.

Da kam auch schon der Martin zum Hof herein. Hinter ihm lag ein kleines unterleiertes Mäunchen unter der Last eines schweren Sackes, den er auf dem Rücken trug.

"Lisbeth!" rief der Martin noch vor dem Haus, "ich bring' dich was. Der Holzerfranz ist's von Zell. Er bringt Korn zum Mahlen und i mein, das könnt man noch schaffen vor Schlafenszeit." Mit einem freundlichen Klaps auf ihre frischen Wangen hatte er begrüßt. Der Holzerfranz setzte hinzu mit seinem dünnen, schneidenden Stimmchen:

"Weht halt 's Mehl aus, Müllerin, und 's Kleinvolk will Brot. Müllert den ganzen Tag, die wollen gestoppt sein!" "Mahl's Euch, Holzerfranz. Wollt Ihr net mithalten? Nachtmahl steht fertig?"

Er setzte sich mit an den Tisch und man begann, vorsichtig die Kartoffeln zu schälen. Aber die Gret stand immer noch kläffig an der Tür und schaute die Lisbeth an. Da ließ diese nach den Löffel fallen:

"Martin! Vergessen hab' ich's, vor lauter Gräß Gott! — Ich muß gleich in Stall, die Kuh will jangen!"

Der Martin sprang auf.
"Ich komm' gleich wieder, Holzerfranz! Derweil langt zu!"
Nach kurzer Zeit kam er wieder.
"Dat lein' Eil! Aber mit'm Schlafen ist's nix auf die Nacht! Uns Handumdrehen und sie verträgt, die Schedig."
"Wann ich könnt' helfen?" warf der Holzerfranz dazwischen.
"Hab so g'sagt: i komm net vor Hahnenschrei!"
"Erst essen, nachher wird sich's finden!"

(Fortsetzung folgt.)

Totenfest.

Erzählung von Elisabeth Maaske-Sandow.

(Nachdruck verboten.)

In einem Leichentuche gleich liegt die weiße Schneedecke ausgebreitet. Grau und schwer hängen die Wolken hernieder. Kein Sonnenstrahl versucht sie zu durchdringen. Alles Leben scheint erstarben. Nur hin und wieder streichen Krähen laut krächzend über das weiße Feld dem nahen Gehölz zu. Wie erhartet stehen an beiden Seiten des Weges, der von der kleinen Station ins nahe Dorf führt, die schneebedeckten Bäume.

Ein Wanderer schreitet auf dem einsamen Wege dahin. Hoch und kräftig ist seine Gestalt, sein Gesicht tief gebräunt, das dunkle Haar von vereinzelten Silberfäden durchzogen, die ernsten, dunklen Augen blicken sinnend umher. Verschneite Einsamkeit, tiefe Stille — Totenfest! — Läuten in der Ferne nicht die Gloden? Pauschend bleibt er stehen. Dünne Glodentöne durchzittern die stille, kalte Luft. Heimatgloden! Lang ist's her, seit Gerhard Kramer ihrem Klange gelauscht. Vor Jahren, wenn er als Schüler aus der nahen Stadt am Ende der Woche heimkam, um den Sonntag im Elternhause zu verleben, begrüßte ihn stets das trauliche Abendläuten, wie hell und feierlich riefen am Sonntagmorgen die Gloden zum Gottesdienst in das schlichte Kirchlein, und wie klagten sie gleichsam, wenn ein müder Erdenpilger zur letzten Ruhe geleitet wurde. Heute läuten die Totengloden zum Totenfest. Neben ihm am Wege steht eine Gruppe Lämmen. Er bricht einige der grünen Zweigspitzen.

Das Geläut ist inzwischen verklungen. Mit schnellen Schritten eilt er vorwärts. Bald hat er das Dorf erreicht. Da sind schon die ersten Häuser. „Heimat!“ Wie ein Sehnsuchtsruf kommt es von seinen Lippen. „Hast du mir auch alles genommen, meine Lieben, mein Glück; wollte ich dich gleich fliehen, meine Sehnsucht galt immer dir!“

Wie ausgestorben erscheint ihm das kleine Dorf in seiner winterlichen Einsamkeit. Aus einigen Schornsteinen steigt Rauch in die nebelige Luft empor; ein Zeichen dafür, daß hinter den kleinen, niedrigen Fenstern noch Leben herrscht.

Langsam geht er auf der stillen Dorfstraße dahin. Jedes der bescheidenen Häuser betrachtet er aufmerksam. Alles wie einst, auch diese Sonntagmorgensstille, und doch —

In meine Heimat kam ich wieder,
Es war die alte Heimat noch,
Dieselbe Luft, dieselben Dächer,
Und alles war ein andres doch.

Oft als Schulknabe hatte er dieses Lied angestimmt, und nun muß er selbst erfahren, was jener heimlehrende Wanderer sang.

Weiter lenkt er seine Schritte bis zu einem altertümlichen Hause, das durch zwei große neue Fenster ohne Vorhänge an der linken Seite der breiten, niedrigen Haustür sofort als Schulhaus zu erkennen ist. Sein Elternhaus! Wenig hat sich äußerlich daran verändert, nur die Schulstubenfenster sind im Laufe der Zeit durch neue ersetzt worden. Rechts von der Haustür noch die beiden Fenster mit den kleinen Scheiben, die im Sommer dichtes Weinlaub umrankte. Bis hinauf zu dem Fenster im Giebel kletterten die Ranken und hüllten sein einfaches Stübchen in trauliche, grüne Dämmerung. — Seines Vaters Stolz war der Wein gewesen, er hatte ihn selbst angepflanzt und prächtige Trauben lühten jedes Jahr seine Mühe.

Jetzt schellt die Haustürglocke schrill und laut und weckt den Wanderer gleichsam aus seinen Gedanken. Es ist noch die Glode von früher. In die geöffnete Tür tritt der Lehrer des Dorfes, große Rauchwolken aus seiner Pfeife blasend, um, wie es scheint, nach dem Wetter zu sehen. Freundlich erwidert er den Gruß des Fremden und schaut diesem nach, bis er um die Ecke verschwindet.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd gebaren,
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Nun ist der Friedhof das Ziel des heimatischen Fremden. Die alte, halbverfallene Friedhofspforte dreht sich tönend in ihren Angeln. Wie eine Störung in dieser Stille empfindet er es.

Schnee deckt alle Hügel. Fast jeden schmückt ein Kreuz oder ein Kranz aus Tannengrün gewunden. Hier und da ragten Efeu- blätter aus dem Schnee hervor. Dort um das morsche Holzkreuz schlingt sich eine schmale Girlande.

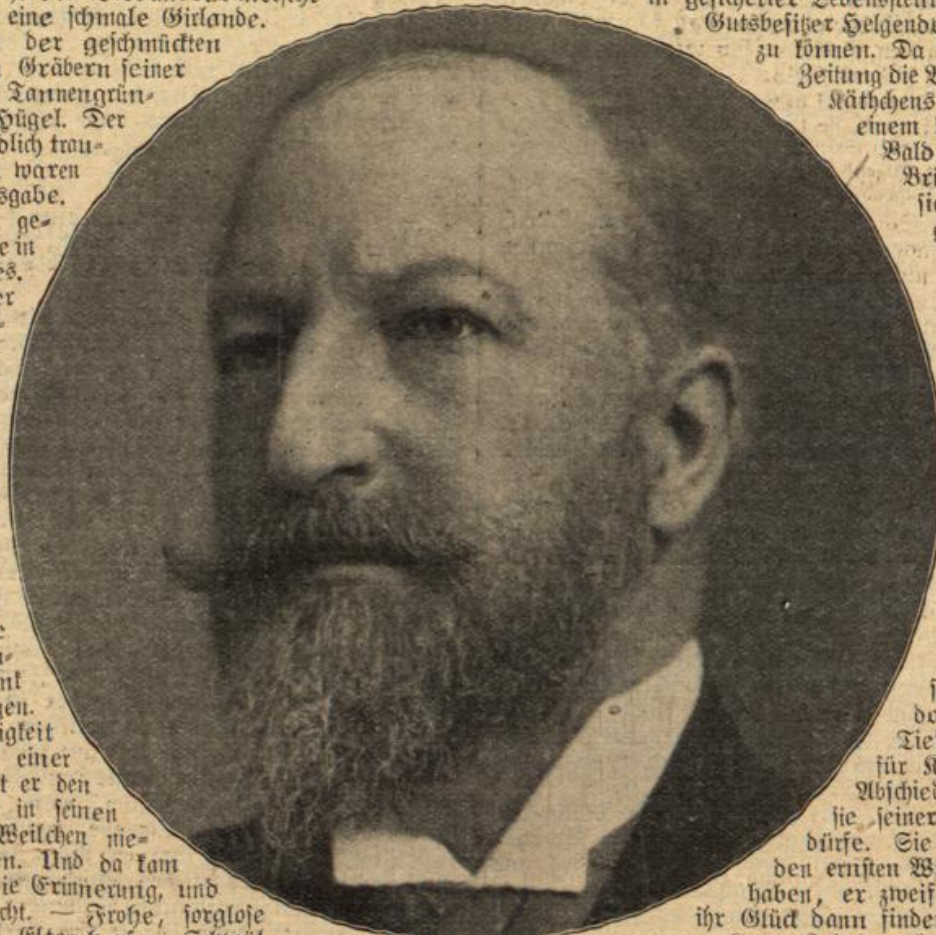
Durch die Reihen der geschmückten Hügel geht er zu den Gräbern seiner Eltern. Ein schlichter Tannengrün- kranz liegt auf jedem Hügel. Der Anblick stimmt ihn unendlich trau- rig. Fremde Menschen waren Spender dieser Liebesgabe. Er legt die unterwegs ge- brochenen Tannenzweige in die Mitte jedes Kranzes. Heiße Tränen rollen über sein bleiches Antlitz. Trä- nen um die so früh ver- lorene Mutter, um den Vater, Tränen um sein verlorenes Glück. Vor- bei, vorbei! —

Dann wendet er den von Tränen verdün- nelten Blick der alten Traueresehe zu. Der Schnee lastet schwer auf ihrem herabhängenden Geäst. Wie im Traume nähert er sich der einfa- chen, schneebedeckten Bank unter den kahlen Zweigen. Ein Anflug von Müdigkeit überkommt ihn. Von einer Seite der Bank entfernt er den Schnee, um sich, fester in seinen Mantel hüllend, ein Weilchen nie- derzulassen und zu ruhen. Und da kam sie, auf leisen Sohlen, die Erinnerung, und er wehrte ihr heute nicht. — Frohe, sorglose Ferienzeit, daheim im Elternhause. Schwül und heiß waren die Julitage. Auf dem Felde reifte das Korn der Ernte entgegen. Die vollen Ähren neigten betrübt das Haupt unter der sengenden Glut. Doch jedem dieser Tage folgte ein Abend, so wunderschön, so mondhell. Friedliche Abendstille lag über dem Friedhofe, leise zirkten die Grillen, silbernes Mondlicht zitterte geisterhaft auf den Fenstern des Kirchleins, und tiefer sank der Abend herab. Jemand im Gebüsch schluchzte eine Nachtigall, und er sah

träumend auf der Bank un- ter der alten Eiche und war- tete. Und sie kam, in dem schnucklosen, weißen Kleid, mit ihrem gol- digschimmernden Blond- haare, gleich einer Erschei- nung in die- sem Mondes- zauber.

Die Gespie- linseiner Kind- heit war Rätch- chen Helgen- dorff gewesen, eine innige Freundschaft blieb zwischen ihnen besteh- en, als er aus das Gymna- sium kam, teil- ten doch beide

das gleiche Schicksal: sie hatten keine Mutter mehr. Sie wußten längst, daß sie einander gut seien, und daß sie sich später angehören woll- ten. Da fiel der erste Schatten auf ihr heimliches Glück. Sein Vater starb, er hatte nun kein Zuhause mehr.



König Ferdinand I. von Bulgarien.

Mit erstem Fleiß widmete er sich nun der Erfüllung Pflichten als Assistenzarzt des Krankenhauses in W., um in gesicherter Lebensstellung, bei dem vor- zugsbesitzer Helgendorff um Rätchen an- zu kommen. Da las er eines Tages

Zeitung die Bekanntgabe der Ver- mählung des Rätchens mit Herrn von

einem benachbarten Guts- besitzer.

Bald darauf erhielt er

Brief von Rätchen, in

sie ihm mitteilte, ruh-

gefaßt, wie es ihre Mu-

ter sich dem

ihres Vaters fügen

Herr von Dehm

einzigste Rettung

Vaters, der im

große Verluste

hätte. Aber sie

den Jugendge-

niemals verges-

möge ihr ver-

wenn er könne

So mußte er

Glück entsagen.

der Sohn des ein-

Landlehrers, wie

dem so anspruchs-

Gutsbesitzer als

seiner einzigen

doch nicht genügt habe

Tiefes Mitleid empfan-

für Rätchen, und in

Abchiedsbrief schrieb er ihr

sie seiner Verzeihung gewis-

dürfe. Sie möge ihn vergessen

den ersten Willen zum Glücklichen

haben, er zweifle nicht daran, daß

ihre Glück dann finden würde.

Kurze Zeit danach verließ er Deutschland wurde Schiffsarzt. Seitdem hatte er nicht mehr von Rätchen gehört. Die Jahre gingen

in seinem Innern war es allmählich ruhig geworden.

Vor einigen Tagen hatte er sich in der Stadt, in der er jetzt niedergelassen, und die ausgedehnte Praxis seines Vorgängers dem ein bedeutender Ruf als Arzt vorausging, übernommen.

Heute, am Totenfest, nach langer Zeit, trieb es ihn zu den Gräbern seiner Eltern und die Heimat wiederzusehen.



Ein russisches Dorf im Sumpfgebiet der Wolynskaya. Phot. H. Drüde, Wien. (Mit Text.)

alte Pforte und eine mit seinem Geschmack, doch einfach schö- ne gekleidete Dame betritt den Friedhof. Sie erschrickt heftig, als sie den Fremden erblickt, und ihr Fuß stockt einen Augenblick. Sein Herz schlägt langsam und schwer. Träumte er doch

Leise große, Floden nieder. fährt mit Hand über hohe als wohl Erinnerung fortsetzen. Ihn fre. Er erhebt. Noch - er streifen. Blide über weißen herreißer ihm mand auf Friedhof. Auch, die du gollst. Fortsetzung und fernen nimmer murmeln ne Lippen dem er dem Auszuwend. Da man in au je mer in ag als em



Die Bevölkerung in den neu besetzten russischen Orten die Feldgrauen empfängt.

ja nicht sein, daß sie, mit der sich seine Gedanken soeben
es ist. Doch dieses blonde Haar, die feine, schlante
die ihm nur größer erschien als einst — „Räthchen!“
erlich hat er es gerufen.
glückliches Lächeln umspielt ihren Mund, während sie
näherkommt und ihm die schmale Hand zum Gruße reicht.
„Hard, ist's denn wahr, bist du es wirklich?“
war wieder ihre helle, liebe Stimme, in die sich nur ein
lang von Behmut mischt.

„Räthchen, ich kam, um die Gräber meiner Eltern zu be-
suchen und um die Stätte meines einstigen Glückes
wiederzusehen. Und nun
finde ich dich
hier?“

Sie neigt ein
wenig das
blonde Haupt
und entgegnet
dann leise:

„Ich wurde

sammen, wo
wir uns doch
bereits verlor-
ren zu haben
glaubten. Wir
beide litten,
aber wir wol-
len noch glück-
lich werden,
nicht wahr?“

Sie schaut
zu ihm auf und
in ihren Augen
stehen Tränen.

„Werde ich dich noch glücklich machen können, Gerhard?“

Statt aller Antwort zieht er sie an sich und küßt sie auf die
Stirn. „Komm, ich begleite dich zu deiner Tante; ich wohne und
praktiziere ja seit einigen Tagen auch in R. Der nächste Zug
fährt in kurzer Zeit; wenn wir jetzt gehen, erreichen wir ihn noch.“

„Ja, wir wollen gehen, es ist so kalt und traurig hier.“
Und glücklich lächelnd hängt sie sich an seinen Arm, wie einst
in den lauen Sommerabenden auf dem kleinen Dorffriedhof.

Immer dichter fallen die Schneeflocken; aber zwei Glückliche
wandern fröhlich plaudernd durch das stille Dorf.



Wintereinsatz in Rußland:

Schwere deutsche Artillerie auf dem Marsch bei Pina.



Johann Heinrich Graf v. Bernstorff,
deutscher Botschafter in Washington. (Mit Text.)

Die Gattin jenes ungeliebten reichen Man-
nes sieben Jahren verunglückte mein Vater
auf der Jagd. Ich gab Herrn von Dehm
sein Wort zurück. Seitdem wohne ich
bei meiner Tante, der einzigen Schwester meiner
Mutter. Unser Gut war total verschuldet
nach dem Tode meines Vaters in den
Händen des Herrn von Dehm über.

In all diesen Jahren hörte ich nichts von
jemand vermochte mir Auskunft über bei-



Das Gebäude der deutschen Bäckerei in Leipzig. (Mit Text.)

Wenn sich fünf Staaten den Krieg erklären.

Von Fritz Müller. (Nachdruck verboten.)

Der Piffolo kam an den Statisch gestürzt, bremste, nahm die Diplomatenmiene eines europäischen Geschäftsträgers an, spreizte seine kurzen Beine, wie damals Bismarck in Versailles, und sagte: „Meine Herren, soeben kommt die Nachricht: Italien hat an die Türkei den Krieg erklärt.“

Der Immobilienhändler August Bramann, in Firma Gebrüder Bramann, benützte die Gelegenheit, um seine aussichtslosen Karrieren offen aufzuwerfen: „Nein, jetzt so was“, sagte er und versuchte mit mäßigem Erfolge erregt auszusprechen. Wohingegen der Registrator Lammle ärgerlich den Piffolo anfuhr:

„Des'weg'n hätt'st noch lang net mein wunderschönes Eichel-solo zu verpassen brauchen, Piffolo.“

Die gekrümmten Piffolobeine rutschten zusammen, ganz unbismarckisch beleidigt sah er aus: „Aber ich habe mir doch denkt, Herr Registrator“, sagte er, „daß eine Kriegserklärung —“

„Ach was, mei Eichel-solo is wichtiger als wie a italienische Kriegserklärung, und überhaupt.“

„Die wievielte Kriegserklärung ist das eigentlich?“ vermittelte der Oberexpeditor Imhoff versöhnend.

„Das kann man sich nicht alles merken“, sagte Doktor Lehn-fering vom Realgymnasium schmunzelnd, „aber man könnte sich ja einmal beim Kaiserlich Statistischen Bureau für Kriegserklä-rungen erkundigen.“

„Soll ich telephonieren?“ sagte der versöhnliche Piffolo dienst-bereit. Man wollte lachen, aber der Registrator mit dem unter-brochenen Eichel-solo winkte heimlich ab und sagte ernsthaft:

„Ja wohl, Piffolo, telephoniere nur, aber g'schwind, unter A —“

Der Piffolo war schon nach der Telephonzelle unterwegs. „Aber wie kann man nur den armen Kerl so hereinlegen?“ sagte der Oberexpeditor Imhoff.

„G'schieht ihm grad recht, warum hat er mir vorhin mein Eichel-solo verpaßt, weg'n d'Italiener“, erklärte der Registrator hartherzig.

„Ich bin begierig, was die Türken jetzt tun werden?“ sagte der Immobilienhändler, der inzwischen berechnet hatte, daß ihm die italienische Kriegserklärung mindestens fünfundsiebzehn Pfennig Verlustanteil erbrachte.

„Das ist sehr einfach, was die tun werden“, holte der Regi-strator aus, „die werden zunächst —“

„Halt“, sagte der Oberexpeditor, „wir haben abgemacht, in dieser Woche keine politischen Fragen zu erörtern.“

„Das ist wahr“, sagte der noch immer schmunzelnde Doktor Lehnfering vom Realgymnasium, der inzwischen den Marmor-tisch mit Zahlen vollgerechnet hatte, „aber wie wäre es zur Ab-wechslung mit einer kleinen Rechenaufgabe, mit dem Stat ist es ja doch nichts mehr.“

„Rechenaufgabe?“

„Ja, also passen Sie auf: Gelezt den Fall, es erklären sich fünf Staaten den Krieg —“

„Aber das ist doch auch politisch.“

„Nein, nur rechnerisch, ich kann mir nämlich selbst darüber nicht ins klare kommen.“

„Wie sagten Sie also: Fünf Staaten erklären sich den Krieg?“

„Ja, wieviel Kriegserklärungen ergibt das?“

„Aber das ist doch ganz einfach: fünf“, sagte der Immobilien-händler.

„Keine Idee“, sagte der Registrator.

„Nu also, bitte, wenn Sie's besser wissen?“

„Da ist also zuerst der Staat Nummer eins, der den vier anderen Staaten den Krieg erklärt, gibt vier Kriegserklärungen“, sagte der Registrator umständlich.

„Dann der Staat Nummer zwei, der auch den anderen den Krieg erklärt, gibt wieder vier“, ergänzte der Oberexpeditor, „macht zusammen schon acht, Herr Bramann.“

„Um, freilich, wenn Sie's so rechnen —“

„Wie würden Sie's rechnen?“ sagte Doktor Lehnfering.

„Halt, erst fertigmachen“, fiel der Oberexpeditor ein, „wir hatten also acht — kommt jetzt der Staat Nummer drei und —“

„Das ist viel zu umständlich“, sagte der Registrator.

„Jeder Staat gibt vier Kriegserklärungen“, sagte Doktor Lehn-fering bedächtig, „das habe ich auch zuerst gedacht, aber es ist falsch.“

„Falsch? Warum? Wieso?“

„Ich kann unter A nichts finden“, erklärte der zurückgekehrte Piffolo.

„Was A, wie A? Stören Sie uns jetzt die Berechnung nicht, Piffolo — warum sind zwanzig falsch, Herr Doktor?“

„Es ist zu viel, aber ich weiß nicht, wo der Fehler sitzt, es ist ganz vertrackt.“

„Nein, zwanzig ist richtig“, beharrte der Registrator.

„Unter A steht's nicht“, wiederholte der Piffolo.

„Lassen Sie uns mit Ihrem A in Ruhe“, wehrte der bi-lienhändler ab, „das ist doch zu dumm: fünf soll ja zwanzig soll falsch sein, was ist dann richtig?“

„Wir könnten es ja praktisch ausprobieren“, sagte der expeditor mild.

„Wieso? Wir sind ja nur vier und —“

„Piffolo, komm mal ausschließweise her, jetzt sind nicht wahr?“ sagte Doktor Lehnfering.

„Ja, aber —“

„Piffolo, hol dir auf unsere Kosten ein Glas Bier.“

„Soll ich also nicht mehr unter A?“

„Ich sehe überhaupt nicht ein, was das alles mit den erklärungen zu tun hat“, sagte der Registrator.

„Werden's gleich sehen“, disponierte Doktor Lehnfering nunmehr also an, wir lassen irgend etwas leben —“

„Also sagen wir den Piffolo“, lächelte der Oberexpeditor.

„Ich hab' nochmal nachgesehen“, sagte der Piffolo, seinem Glas Bier ankam, „aber unter A —“

„So, jetzt stoßen wir auf den Piffolo an —“

Der sah verdutzt drein, entschloß sich aber, für alle Bismarckstellung einzunehmen, um der Lage gewachsen zu sein. Und so oft einer mit dem andern anstößt, so viel erklärungen gibt's.

„Also, bitte.“ Es gab eine allgemeine Anstoßerei. Nebentischen starrte man herüber: „Die sind wohl ver- was haben die nur mit dem Piffolo...?“

„Halt, wir haben vergessen zu zählen.“

„Der Herr Doktor soll zählen — also jetzt noch einmal ernst stes man abermals zusammen.“

An den Nebentischen regte man sich immer mehr an, anwesender Lokalberichterstatter erkundigte sich nach den: „Was sind denn das für Leute, die da drüben mit dem Pif-“

„Halt, Herr Registrator, Sie haben mit Herrn Ober- zweimal angestoßen, Sie verderben uns ja die ganze E-“

„Also noch einmal — am besten ist es, jeder, der fertig immer auf die Seite.“

Das Experiment wurde feierlich wieder aufgenommen. Gläser klangen. Der Doktor zählte laut: „Eins, zwei, drei.“

An den anderen Tischen wuschelte es stärker: „Man ist Birt verständigen... die Leute scheinen total verrückt zu- sie haben doch vorhin noch ganz vernünftig zusammenge- ja, aber dann kam der Piffolo mit der italienischen Stre- rung, und seitdem... wahrhaftig, total verrückt...“

„Sechs, sieben“, zählte der Doktor. Der Immobilien- and der Piffolo schieden als fertiggeproestet aus.

„Sehen Sie, es gibt viel weniger als zwanzig“, sagte der expeditor zum Registrator.

„Ach was, das ist mir überhaupt zu dumm.“

„Aber seien Sie doch vernünftig —“

„Halt, Herr Bramann, Sie dürfen nicht mehr mit dem anstoßen, Sie sind ja ausgeschieden — wieviel Kriegserklä- haben wir jetzt?“

„Dummes Zeug, ich tue nicht mehr mit — überhaupt, Rechner.“

„Aber ich bitte Sie, seien Sie nicht kindisch.“

„Kindisch? Erlauben Sie...“

In diesem Augenblick wurde der Berichterstatter Sch- mann vom dritten Tische rechts ans Telephon gerufen. Die Redaktion der „Abendpost“.

„Herr Schnuffelmann, wir kommen in einer Biete- heraus, haben Sie vielleicht noch eine interessante Lokalneu-“

„Natürlich, natürlich, also schreiben Sie...“

Am gleichen Abend wurde es mit allgemeinem Kopfs- in der ganzen Stadt gelesen:

... so daß wir feststellen können, daß die neuerliche ita- Kriegserklärung an die Türkei von männiglich in der Stadt mit großem Gleichmut aufgenommen wurde.

Einem bekannten Gasthaus konnte man wahrnehmen, wie sonst geachtete Bürger darüber derart aus dem Häus- rieten, daß sie sich erregt anstießen und dabei unter Ein- bes Kellners die tollsten Fragen mit ihren Biergläsern... Es scheint sich um einen bedauerlichen Fall von paranoia zu handeln, die bekanntlich...“

Stille Stunden.

Gedanken zum Tage der Toten. Von Lucia Ewald.

(Nachdruck verboten.)

Das Kirchenjahr geht zur Rüste. Die Natur bereitet Winterschlaf. Wir feiern das Fest der Toten. Aber den Gräbern feierten die ersten Christen einst die dacht schönste Stunden. Aber den Gräbern schwebte der

ens in seiner Allgegenwärtigkeit, der Gott der Liebe, made kein Aufhören kennt.
wir ziehen an diesem Tage hinaus zu dem Gottesader, Bräbern unsrer vorausgegangenen Lieben, schmähen die da deren Leiber gebettet wurden, halten im Geiste Zwiemit unsren Toten und denken zagend der Zeit, in der von hinnen müssen.

es Zagen hat ja auch einst den Pharisäer Nikodemus zeit zu Jesu geführt, der ihm die zuerst so geheimnisheimende Antwort zu teil werden ließ: „Es sei denn, und von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes en —“, und dann die weitere Erklärung hinzufügte: und bläset, wo er will und du hörst sein Säusen wohl, weist nicht, von wann er kommt, und wohin er fährt. jeglicher, der aus dem Geiste geboren ist.“

Wergeburt im Geiste wird zu unsrer letzten Reise verlangt! en wir uns in diesen stillen Stunden dem Friedhofs! — Die sich daran den Auferstehungsgedanken und die Pfingstgeistes, die zur Wiedergeburt soll, erscheinen uns heute herber Frühlingszeit, zur Zeit der dazu ten Feste. —

müssen uns eingestehen, daß wir zu reise in unbekannte Gefilde noch nicht ausgerüstet sind. Diese Ausrüstung die sich nicht mit Geld und Gut be- läßt und über deren Zweckmäßigkeit Vertriebe der Welt nicht nachdenken darf zuerst der Überlegung in solchen, die ganz dazu angetan sind, uns leuchten.

Die stillen Stunden gleichen dem Wind! der Sturmwind laufend die Gewässer rät und die Meereschätze nach oben klettern sich unsre Gedanken, und See- ge, die wir selbst nicht kannten, ge- unsrer Erkenntnis. Diese Erkenntnis rei uns das Rüstzeug zur Reise in das he Ranaan: Die Liebe zu unserem, jene Liebe zur wertvollen Hilfe, eine verstehende und verzeihende, lei- Liebe für die seelisch Bedrängten.

Die Erkenntnis läßt uns weiter rüsten dem Mut zur Erfüllung der uns oft er fallenden täglichen Pflichten, zu jener Treue im Amt, Grenzen unsres Wissens und Könnens.

Die Erkenntnis läßt uns uns rüsten mit der vertrauenden Liebe zu dem Allvater, die uns unverschuldeten Schicksals nicht nach dem „warum“ fragen läßt, sondern diese ständigen Ergebung tragen lehrt, weil wir uns sagen müssen, Wege des Ewigen unerforschlich sind!

In diesen stillen Stunden werden wir aber auch einsehen, daß wir ab und zu weitere stille Stunden in der Lebens- nötig haben, daß wir ab und zu der wohlthuenden Rast um, um die allmählich nur erstarkende Kraft zum richtigen und Vollbringen dieser seelischen Reiseeigenschaften zu en, da eine Wiedergeburt im Geiste nicht im Geschwind- geleistet werden kann.

Wir dürfen wir wiederum nicht denken, daß ein Zuviel an Stunden uns zur schnelleren Wiedergeburt im Geiste führt. Wang ist allental vom Übel! Lebensarbeit ohne stille aber macht hart, oft bitter — und grausam!

Die Stunden ohne Lebensarbeit machen seelisch zu weich sentimental, lähmen die Willenskraft und verhindern die reue Pflichterfüllung, die das Leben verlangen muß.

Und feierlich hallen die Gloden am Tage der Toten. aden aber nicht den Zurückgebliebenen: mortuos plango — sie mahnen: vivos voco! Sie sprechen gar ernst und ein- mit ihrer metallenen Zunge: lebet recht, auf daß ihr, er sterbet, „echt“ besunden werdet!

„Wer Lebensarbeit und die stillen Stunden Allhier, klug wägend, allzeit hat verbunden, Der wird geheilt von allen Lebenswunden, Im neuen Geiste dort oben „echt“ besunden!“

Können Fische hören?

Hörsfähigkeit der Fische bildete früher einen lebhaften Streitpunkt unter den Naturforschern. Da das Ohr der wohl einen Vorhof und Bogengänge, aber keine Schmede erschien es ziemlich ausgeschlossen, daß dieses Organ wirk-

lich geeignet war, Geräusche dem Gehirn zu übermitteln. Man nahm vielmehr an, daß es, als für ein im Wasser lebendes Tier überflüssig, im Laufe der Jahrtausende verflümmert und ge- brauchsunfähig geworden sei, gerade so wie bei einer bestimmten Art von in ewiger Dunkelheit vegetierenden Höhlenmolchen die Augen mit der Zeit vollständig in den Kopf eingewachsen und gleichfalls wertlos geworden sind.

Andere Gelehrte wieder schlossen aus folgenden Beobach- tungen auf eine bei den Fischen trotzdem vorhandene Hörsfähig- keit. In vielen Schloßteichen, in denen Fische gehalten wurden, hatten diese sich daran gewöhnt, auf den Ton einer am Ufer angebrachten Glocke an einer bestimmten Stelle zusammenzu- kommen, um ihr Futter in Empfang zu nehmen. Diese Tatsache schien einwandfrei zu beweisen, daß die Tiere den Klang der Glocke notwendig vernehmen mußten.

Über den geringen Wert dieser und ähnlicher Beobachtungen spricht sich Professor Mangold vom Physio- logischen Institut der Universität Freiburg wie folgt aus:

„Die Hörsfähigkeit der Fische schien von alters her aus der Gewohnheit mancher Fischzüchter hervorzugehen, die Tiere durch Läuten einer Glocke oder durch Zuruf zur Fütterung heranzuloden, wie es schon von dem Römer Crassus und seinen mit mensch- lichen Leichen gefütterten Muränen erzählt wird. Dieser Irrtum kann jetzt als über- wunden gelten.“

Es hat sich herausgestellt, daß die Fische vielmehr herbeikommen, weil der Fütterer sich ihnen zeigt oder aber die Erschütterung seiner Schritte sich dem Wasser mitteilt, doch niemals auf das Läuten der Glocke allein. Für jene mechanischen Reize und Druck- änderungen im Wasser sind die Fische so überaus empfindlich, daß man von einem besonderen, zum Tastsinn gehörigen „Erschüt- terungssinn“ bei ihnen spricht.

Auch wenn einige Fische auf das Läuten einer unter Wasser verborgenen elektrischen Glocke, wie es bei zahlreichen Arten mit fast ausnahmslos negativem Erfolge ausprobiert wurde, auf sehr kurze Entfernung mit Flucht- bewegungen reagieren, so ist dieses auf die mechanische Wirkung der von der Glocke

ausgehenden Wellen auf den Erschütterungssinn zurückzu- führen. Oft handelte es sich dabei um Schallreize, die für einen tauchenden Menschen noch in 50–80 Meter Entfernung zu hören waren. Die gleiche Erklärung gilt erst recht für die Reak- tionsbewegungen der Fische bei Händeklatschen in nächster Nähe oder bei dem Knall von Feuerwaffen in etwas größerer Ent- fernung. Es ist also lediglich der „Erschütterungssinn“, der uns zu dem Glauben verleitet hat, die Fische könnten hören. In Wirklichkeit sind sie stottau.“

W. Rebel.

Totenfest.



traue Rebel über Wald und Flur,
Tiefes Schweigen rings in der Natur.
's ist, als schritt' der Schnitter Tod durchs Land.
Alles Leben brach mit rauher Hand.
Von den Türmen hallet Glodenklang,
Mahnet ernst der eh'rne Gesang.
Totenfest verkündet das Geläut,
Läßt gedenken uns der Toten heut.
Trän' um Träne fällt auf manchen Hügel,
Ach, die Hoffnung senkte matt die Flügel.
Grau und trüb die Tage nun verrinnen,
Seit das Liebste nahm der Tod von hinnen.
Galt es scheiden auch von unserm Leben,
Sel'ger Trost ist dennoch uns geblieben.
Jenes Wort, das einst der Herr gesprochen:
„Sieh, ich hab' des Todes Macht gebrochen,
Ich bin Auferstehung und das Leben“,
Alles bange Zagen muß es heben,
Daß wir ohne Furcht und jedes Graun,
Frei dem Tod ins Antlitz mögen schau'n,
Denn der Weg durch Sterben und Vergehn
Führt zu Auferstehn und Wiedersehn.

Elisabeth Weaster-Gambon.



Wo sind die beiden Töchter des Jörkers?

